



Familie und Heimat

Von Friedrich Werkmeister.

Unsere Zeit erkennt wieder stärker die Bedeutung der Familie. Sie ist die Grundlage des Staates, die Stütze, wo deutsches Wesen gepflügt wird, man den Zusammenhang, die Kulturverbundenheit mit seinen Vorfahren spürt und erkennt, wie unser Sein in dem Wesen der Väter wurzelt.

Eine reizvolle Weise, Familieninn und Volkstunde zu pflegen, ist die, zunächst die Dinge zu erhalten, die sich in dem logen. Familienmuseum befinden. In der Stadt und auf dem Lande gibt es wohl in reichlicher oder bescheidener Weise einen Geschichtsschatz, worin all die Dinge aufbewahrt werden, die durch irgendeine gefühlbetonte oder künstlerischen Wert, Alter oder Seltenheit dem Tagesbrauche entzogen und aufgestellt werden. Vor der Zeit und Unwissenheit haben diese Dinge unangenehmkeiten erlitten. Viele Dinge sind wertvolles Anschauungsmaterial für die Kulturgeschichte der Familie; es erinnert an die Heimat, in der die Vorfahren aufgewachsen sind, an das lobenswürdige Handwerk, die einheimische Schreier, Tischler, Weber, Glasbereiter, Ringgießer. Der Kunstkenner sieht, wie die großen Stilkformen der Kunst sich im persönlichen Geschmack des Familienbesitzes ausprägen. Viele Gegenstände sind einseitig hergestellt worden, und es zeigt sich die künstlerische Erfindung des Volkes in der Freude an der Form, Farbe, Natur, dem heimischen Material, an der geschmackvoll aufgestellten Fläche.

Wie gemütlich sind die Stühle, wenn man einmal in diesen Stühlen saß. Da sind a. B. die bunten Teller und Tassen mit den Inschriften: „Dem guten Knecht“, „Dem Jubelpaare“, „Zur goldenen Hochzeit“. Da funkeln die goldenen und silbernen Wänder; da blickt man die wunderlichen Formen. Dies Schälchen liebte die Großmutter, aber diese große Tasse wollte Großvater gefüllt haben. Dieser Kugelteller hat durchbrochenen Rand, jener zeigt das einfache Rosenmuster des Bauernschiffers. Einmaliges und wertvolles Porzellan steht bunt durcheinander, was schadet das. Die Gläser funkeln und leuchten farbig; dies Tringlas kammt von einer Brunnenfont, auf jenem blauen Glasbecher steht: „Den tapferen Krieger 1870/71“. Wie schön ist die kleine Jucherschale mit den goldenen Punkten. Eine wunderliche Gesellschaft käme zusammen, wenn man all die Leichter aufmarschieren ließe. Wieviel niedliche Schälchen gibt es, geschliffen, bestickt mit Muscheln, bestickt mit Perlenfäden verziert und darin sind Nadeln, Anhänger, Medaillen, Denkmünzen, das erste Bändchen. Was gibt's da nicht alles zu erzählen. Sind nicht Tabakstaken, Pfeifenränder, Pfeifenköpfe, die alte Aufzange und winzige Kupferpießzug alles Dinge, die flüstern „Es war einmal“

und mit den gewedeten Erinnerungen ein Familienband schlingen?

Aber, folgt ein Glasbecher hat auch einen Schuß mit Tausend Kinderbüchern, Brautkleider, vermoderter Myrtenkranz, dem ersten Brotkrümchen, Gesangbuch, einer alten Bibel mit allerhand Familieneinträgen. Aber vielleicht liegen diese Dinge in einer alten Kiste und es erzählt uns diese, was sie im Laufe mehrerer Menschengenerationen.

Unter all diesen Dingen darf eines nicht vergessen werden, Stundenlang kann man darin blättern und erzählen, es sind dies die Familienbriefe, Glückwunschbogen, Stammbücher mit ihren Botschaften, den nächsten und fernsten Verwandten. Wieviel liebevolle Hände haben nicht hinstellungsgezeichnet, gemalt, entzückende Seitenbilder von Blumen gezeichnet, Buntpapier oder Stammbuchblätter zum Schmuck benutzt. Volkswirtschaft und Humor, praktische Lebensweisheit und Schminke sprechen aus den vergilbten Blättern. Wenn man nur einige Mägenungen befolgt, sich nur mancher guter Wunsch erfüllt hätte.

Alle diese Dinge von denen nur ein bescheidener Teil erwähnt werden konnte, gehören nur in die Familie; dort allein haben sie ihren Wert. Bringt man sie aus der Familie, so verlieren sie ihre Bedeutung, ihre gefühlbetonte Beziehung. Ihr Kunstwert kommt erst an zweiter Stelle. Dies Familienmuseum hat für die Familie mehr Bedeutung, als manches öffentliche Museum. Es ist einseitige Geschichte, ein lebendiges, ein dringliches redebuch aus Leid und Freude im Heim, von Zusammenhangsgefühl der Sippe, es lehrt in weitererem Sinne Volkstunde der Heimat.

Welche Bedeutung hat so manches Hausgerät, wie es in alten Handbüchern, Hausbüchern, Urkunden über das Ausgehende erwähnt wird. Dieser Hausrat besteht im bäuerlichen Hause zum Teil unverändert bis in unsere Zeit und bestand Jahrhunderte vor

dem Mittelalter in gleicher Form. So bekommen wir ein klares Bild der Lebensführung unserer Vorfahren und können vergleichen, wieviel reicher und anspruchsvoller unsere Lebensführung ist. Zum Tisch- und Küchengerät gehören: „holzer, telfer, kanne, felle, schäffler, falgemeise, erben (irben) waren gewese, fäßen, tople“. Wenig zahlreich sind die eisernen Gefäße: „schiffpönn, tophönn, telfer, erben, top, tolgang“. Glas und Porzellan kamen nicht in Frage, in der Stadt bei reicheren Leuten zinn.

In vielen Dörfern der Rineburger Heide mit uralten Bauerngeschlechtern, die bis 1000 Jahre auf demselben Hofe sitzen, achtet man besonders Erite und Brauch der Vorfahren. So fand in mehreren Dörfern ein Museum voll Uralttüter-Hausrat; ein Ortsteigessener erklärte voll Heimatstolz all das Geammelte. Schließen blidt auf längere Bauernkult. Aber auch in der nächsten Umgebung von Blegitz, a. B. in Bremberg haben wir ein solches Museum. In mehreren Dörfern des biesigen Hof besitzen; ein reich bis ins 14. Jahrhundert zurück. Mehrer Anlauf hat dort den Sinn für Volkstunde gemerkt, und seine Schätze bringen ihm begeistert so manches Stück Hausrat, das dem Gebrauch des Tages entzogen ist, damit es in einem kleinen Schulmuseum der Jugend beim der Gemeinde erhalten bleibt. Da finden wir die alte Landarbeit neben einer unserer Zeit, gedrehte Eisenleuchter, Urnen, bunte Bauernmatten, dazu Flachschnecken, Spinnwirtel, alte Plätten aus Glas, Patenbriefe, Geburtstagswünsche, eine Heiligenstatue, Zillgenbilder auf Glas, Münzen aus der Zeit des 30jährigen Krieges, die beim Abbruch eines Hauses im Mauerwerk gefunden wurden u. v. a. Zu diesem Anschauungsmaterial kommen zwei kleine Bücher, meinbegehrte. Da ist alles zusammengefasst, was von der ältesten Ortsteigessener reichbar war, dazu Flurnamen, Sagen, Weisheiten. Für die neueste Zeit zieht in einer Unmenge von Aufschritten aus dem „Vaterland“ der Gemeinde im einzelnen, den ganzen an und vorüber: Geburt und Tod, Ernte und Saat, Hochwasser und Feuerbrunst, Vereinsleben, Weltkrieg, Ausgrabungen, Braude, Pflügen und Tierwelt.

Aus der Geschichte der Zantocher Schule

Von A. Hünslers

Da die Zantocher Schule ursprünglich keine mit einem Kirchenamt organisch verbundene Lehranstalt hatte, so fand die ersten Nachrichten über sie nur spärlich und reichen nicht über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück. Aus einer vom Verfasser im Gravelor Oudersbuch gefundenen Notiz geht hervor, daß die Schulen 1758 bei ihrem Abgang nach der verlorenen Jorndorfer Schlacht auch Zantoch brandstifteten, wobei das Schul-

gebäude abbrannte. Nach diesem Brande dürfte das alte Schulhaus an der W. r. d. das jetzt dem Wittgenstein-Gelände gehört und bis vor kurzem im Besitze des Fährmanns diente, erbaut worden sein. Dieses Gebäude wurde bis 1832 benutzt. Da es für die stark wachsende Kinderzahl seinen Raum mehr bot, wurde die Hof- und Baustelle für ein neues Schulhaus bei Gelegenheit des speziellen Reparation vom Grundriss des

Wie kann es nur sein! Wie kann nur eine Stadt in wenigen Jahrhunderten von Grund auf ihren Charakter verändern! Vor 850 Jahre lag im Jahre 1278, gaben die brandenburgischen Markgrafen Otto und Albrecht den Auftrag zur Gründung der Stadt Neu-Verslin. Sie galt aus dem Nichts — wir haben keine Kunde von einer ehemaligen wendischen Siedlung — schloß sie die Stadt in wenigen Jahren um sich. Die ersten Bewohner waren Deutsche, brauchten diese. Bis hierher hatten sie das Deutschthum getragen. Ein festes Bollwerk sollte es gegen die anrückdrängenden Slawen schützen. Ein festes Bollwerk sollte ihnen Stützpunkt bei ihrem weiteren Vordringen in das ehemals

deute, jein, aber von Slawen überfüllte Gebiet, jein. Dieses Volkswort wurde Ver-
binden. Zugk Brandsteu es keine Befestigungen;
dann es lag in einem für die Verteidigung;
überaus günstigen Winkel. Aber die fortisire-
rung der Slawenwörter machten je notwendig.
So entstanden Wälle und Gräben, so entstan-
den Befestigung und Pflanzenäume. Um 1302
hat die Stadt schon feste Mauer und Tore ge-
habt. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts war
die mittelalterliche Stadtanlage mit ihren
mauern und Backsteinhäusern vollendet. Sie
schloß ein stilles, deutsches Birgertum.
Deutsche Kaufleute und Handwerker trugen
Kultur in das vernüßerte Land. Deutsche
Kolonisten haben ihre Kunstfertigkeiten ge-
breitet und den Boden aus der heutigen
segenreichen Fülle. Verdingen schloß je
Verdingen war waffenstarkes Volkswort,
vor dem die Slawen gitterten und an dem
sie sich mehr als einmal gescheiterten.
Verdingen war engendes Grenzwehrzeichen
deutscher Macht.

Und wie? ... Verlingen hat seinen Charakter als Volkswort und zagenes Grenzwaagezeichen deutscher Macht verloren. Die letzten Stadtmauerreste und der letzte Waidum sind zu Umkleinern geworden, die keine Lust haben den Verlingenden in sein Volkswort zu ziehen. Der Verlinger-Wolkwott hat es erfüllt. Aber ein Wahrspruch ist es uns doch geblieben. Nicht ein Wahrzeichen stolzer kriegerischer Macht, sondern ein Wahrzeichen unseres tiefsten Deutschums, ein Wahrzeichen unserer Naturgabe und unseres Willens, das Volkswort zu sein, das Wort des Seelenhaftigkeits. Seine Wanderschaft ist von solcher gefühlswarmen Innigkeit, wie man sie im Süden und Westen unseres Vaterlandes für Ostdeutschland kaum für möglich hält. Hier hat die herbe Gleichförmigkeit norderdeutscher Natur sich mit dem frischen Wind aus dem Norden und Süden nicht begnügt, um die höchsten erst nach langem Zügel in ihrer Ausdruckskraft offenbart, sprudelnd, gemittelter Mannigfaltigkeit Platz gemacht. Hier in Verlingen ist eine welt nach dem Osten vorgeschobene mitteldeutsche Landschaft entstanden. Welchen Namen soll man ihr geben, die traumhaften Tiefen dunkler Wägenwälder, die steilen Hänge hinauf, hängen an den Bergen und führen immer weiter in eine weitferne Verurtheilung. Mandsal lassen sie den Wind über die blaue Grenzgegend des Landes wehen, so daß er freudig freudig auf sich hin abtönen. Einen edlen, unerlösen Fernblick nennen die Bewohner Verlingens „Bismarckplatz“. Es ist kein Platz, nur ein kleines flaches Erde, vor dem sich die Weite der Welt auftut. Die Bewohner Verlingens denken, der deutsche Ausdruck für dieses Land, der den Menschen über sich selbst hinaushebt, finden können.

Unter wüdegewölkten Wunden lag Wege
um den See. Kleine feine Bafferfläden lagen
von den Bergen herab. „Großmutter focht
Kaffee“ heißt eine der braunen Quellen. Der
Volkssmund, der innige deutsche Volkssmund
hat ihr diesen Namen gegeben. — Der Wald
macht gelinen Koppeln. Blau, denen Vögel-
kneipen. Die Bäume sind wie ein großer
Fischel durch den roten. Nur Blau ist weiß.
Aber jeder dritte wäre für diesen Weg, über
den die Ähren zusammenfliegen, auch zuviel.
Doch dem andern, der noch neben uns steht,
die Wimpern der Kornflöße auch zu-
drücken wir die Hand. Wir müssen im Augen-
blick die Hand, das Auge nicht in die Augen-
unberührte feine Gesichtspunkte. Unter-
stehens in unsere eigene Seele, die sich mit alle
dem ringsumher welterschwebenden füllt.

Manchmal können wir den Kopf durch die
Nehren stecken. Da jubelt unten im Thal der
sommerfrühlingsbende See. Wie er sich in die
Buchten aufschüttelt. Wie er wie im Traum die
vielen kleinen Inseln umschmeißelt! Zwei
hohe Inselbäume hat der Volksmund „Adam
und Eva“ getauft. Die Insel, auf der sie
stehen, muß dem Volksmund dann wohl das
Paradies sein.

Stunden und Stunden haben wir den See umwandert und stehen wieder in den schmalen Straßen vor den kleinen Häusern und schauen zu den Stadtmauerüberresten empor.

Es ist so, als ob wir unsern Vorfahren, die vor mehr als 650 Jahren diese Stadt um, all das gegenwärtige, schöne Land für uns schufen, ins Auge blickten. Und wir wundern uns nicht, daß wir ihrem Blick standhalten können, obgleich wir es zulassen, daß Berlin seinen Charakter als Wahrzeichen stolzer deutscher Macht verlor. Es taugte etwas anderes dafür ein; es wurde Wahrzeichen unseres Deutschlands, es wurde Wahrzeichen unserer naturhaften deutschen Seele.

Die Gründungsurkunde Berlins

Die Gründungsurkunde Berlingens ist in ihrem Original erhalten. Das Ur-Dokument befindet sich im Großen Grenzbuch des Deutschen Ordens in Breußen und ruht im Deutschordens-Zentral-Archiv in Wien. Die Stadt Berlingen besitzt eine Abschrift. Die Urkunde ist in lateinischer Sprache abgefaßt und lautet in der deutschen Uebersetzung:

„Wir, Otto und Albrecht, von Gottes Gnaden, Markgrafen von Brandenburg, erkennen und bekennen durch gegenwärtigen Inhalt, daß wir dem Henricus, genannt Teyte, die Gründung unserer Stadt Neu-Berlin übertragen haben.

Wir gestehen ihm den 3. Denar, das heißt den dritten Teil von allem dem zu, was vom Gericht, von der Steuer, von den Mühlen, von den Fleischsgarren und von anderen Gebäuden, die zum Gebrauch der Stadt errichtet werden, einkommt. Ferner erhält er das, was von den Pöfengärten und allen anderen Gebäuden einkommt. Dieser dritte Teil soll unter uns, nämlich uns, die drei Brüder, geteilt werden. Von der Mühle aber, die schon vor der Gründung der Stadt erwähnt ist, soll Henricus nach wie vor Steuer und Pacht von uns alles Leben haben.

Zum augenscheinlichen Zeugnis dessen haben wir diesem Schreiben unser Siegel beigefügt. Zeugen sind die Kriegsleute: Henricus, unser Marshall, Otto von Winnige, Johannes von Pervernitz, Theodorich von Lawendal, Hermann Votel und Gerhard von Werch und noch viele andere.

Gegeben zu Neu-Landsberg durch unsern Notar Vertols, im Jahre des Herrn 1278, den 25. Januar."

Der in dem Dokument erwähnte "Genricus, genannt Tontje", vertrat bei der Gründung und dem Bau der Stadt Berlin die Stelle eines „Votators“. Der Votator (Lat. = locator, oris, m. = Der Verbinger, Vermieter, Verpächter) spielte bei den plannmäßigen Grün-

lungen aller öffentlichen Städte einen wesentlichen Rolle. Der Vokator war bei den Gründungen der eigentlich tätige Teil. Der Fürst gab den Auftrag zur Gründung, der mit der Gründung beauftragte Vokator führte diesen Plan aus. Er zog mit allen möglichen Mitteln und Verprechungen Anhabler von weither heran, er beaufstelligte die Arbeiter. Der Vokator war Privat-Unternehmer. Nach der Gründung übernahm die Stadtverwaltung die Verwaltung und behielt das mit manchem Recht ausgestattete Amt des Schultheißen. — Die niedere Gerichtsbarkeit der neuen Städte lag in den Händen der Bürgerschaft; die höhere behielt sich meist der Landesfürst vor. Die genaue Einteilung war bei den einzelnen Städten verschieden. Sie richtete sich nach dem geographischen Standort, nach der Größe der Stadt und wurde und das von bedeutenden früheren Stadtorbnungen übernommen wurde.

Der Name der Stadt Berlinchen

Heinrich Töte war der Bäger der Jön vor der Stadtgründung bestechen und am dort Orte des heutigen Verlings des gelegenen markgräflichen Wassermühle. Dieser Wassermühle baute wahrscheinlich in irgendeiner Form die Grundlage des Namens „Verling“ (Verling) und die Stadtgründung. Die Stadtgründung ist heute als Stadt bekannt. Einzelne Forscher behaupten jedoch, der Name geht auf eine alte mündliche Überlieferung, die an der Stelle des heutigen Verlings gelegen habe, zurück. Wem es nicht recht haben, soll hier nicht entscheiden werden. Vielleicht ist das auch eine Überlieferung, die sich in der Geschichte der Stadtgründung wiederfindet. Bisher keine Kunde von einer solchen Überlieferung; auch ein „Krieg“ ist uns nicht überliefert.

Bei der Deutung des Namens Verlinchen gehen beide Gruppen der Forscher auf das Slawische zurück. In dem Wort „Verlinchen“ steckt der slawische Ausdruck „na bralnje“ = in der Nähe eines Fischgatters, d. h. in der Nähe eines Holzbauwerks, das den Wasserabfluß regelte und die Fische zurückhielt.

Einzelne Wissenschaftler glauben, daß die Stadt überhaupt keinen eigenen, speziell lokalen Namen erhalten habe, sondern daß es sich um eine Namensübertragung handele. Es gibt fast ein Dutzend Sitten, die den Namen Berlin enthalten haben. In den meisten Fällen sind die Begriffe aber nicht wirklich sachlich, so sagen sie, haben die Markgrafen Otto und Albrecht von Brandenburg die neue freie Stadt im äußersten Osten ihres Machtbereichs, von der sie für die eben eroberten Gebiete und für ihr weiteres Vordringen in Pommern sehr viel mehr als nach der damals noch unbedeutenden Stadt Berlin im Innern ihres Gebietes benannt.

Kurt Hinze,

Der Bauer im deutschen Gedicht

Von Hans Gäßgen

Schon bei den alten Germanen fand der Bauesinn in hohem Ansehen, und gerade die Fortschritte unserer Zeit haben erwiesen, daß sich unsere Vorfahren aus einer sehr hohen Kultur (vor allem in Bezug auf sittliche Weltanschauung) erfreuten. Dichterische Zeugnisse aus jenen fernen Tagen über das bisher Bekannte hinaus werden vielleicht auch, wenn es zeichnerisch gelinget, die in späteren Jahrhunderten über die Kultur unserer Väter gesenkten Schleier mehr und mehr zu heben, an das Licht kommen.

Wenn hier, ehe von der Lyrik gesprochen wird, in der deutschen Bauernliebe sich spielt, kurz die geschichtliche Linie aufgezeigt werden soll, die den Bauer in der deutschen Dichtung zeigt, so verdient der nach 1294 gestorbene Ritterhart von Reuenthal als Schöpfer der ritterlichen Dorfpoesie an erster Stelle genannt zu werden. Ueber ihn und Gottfried von Nifsen erhebt sich aber Bernhard der Gartenäre, dem wir den „Meier Helmbrecht“, die erste eigentlich deutsche Dorfgeschichte verdanken. Ueber

den achtschicklich eingestellten Strider und den den Mittern zueigenden Seifried Selb-
zu, der um 1300 fahr, führt die Linie weiter
zu dem Bayern Heinrich Wittenweiler, dem
Verfasser des Epos „Der Ring“, und zu
dem Wittenweiler, der um 1300 fahr, führt
auf auf den Bayern herabgehend, für das Ver-
ständnis des Bauernebens jener Zeit eben-
so wichtig ist, wie die „Ackernebenwörung“ Tho-
mas Mürrers und viele der Ballnackspiele
und Schwänke jener Jahrzehnte. Johannes
Gaus, der um 1300 fahr, führt die Linie
auf manchen Bauernmann auftreten, der flug-
und weise handelt und spricht, und auch
Gaus Gaus find, vor allem in „Der
Bauer“, „Der Bauer im Fegeneuer“, „Das
Bauernebenwörung“, „Der Bauernebenwörung“,
bodenständige Bauern, die Gers und Mund
auf dem rechten Fleck haben, angreifen.

Im achtzehnten Jahrhundert erscheint dann der Bauer in großem Umfange in der Syrik, die damals ja in besonderem Maße sich der Anteilnahme aller Leser erfreuen durfte. Die

Sehnucht nach dem einsamen, ländlichen Leben in weiteften Kreisen erwaht und fand ihren Niederschlag vor allem auch in den Gedichten jener Tage. Und es wird berichtet, daß eine Gellerts Verse, die sich gern und oft mit dem Bauer und seinem Leben befaßten, auch bei den Landkenten ihr hohen Mißfassen erlitten und in vielen Bauernhäusern auf dem Herdbrandt standen. Die winterlichen Stübchen zu Refer und Referin zu sprechen, Gogedoren, der heute nur noch wenig Bekannte, aber einst weit berühmte Dichter, hat Stoffe aus dem Sandleben ebenso gern behandelt, wie der Norddeutsche Dr. G. Brodes, Pöhl und Matthäus Clausius, der unter seinen herrlichen Gedichten einige der schönsten dem deutschen Bauern gewidmet hat. Darneben stehen ebenfalls andere Dichter unseres Vaterlandes, etwa Gieseler, Böhm, bei dem sich ganz starke, unvergängliche Gedichte, die vom Bauern handeln, finden, ferner Johann Martin Müller, und vor allem der Schwabe Schubart, bei dem derjenige besonders große Ausbeute machen kann, der bauerliche Leben im Spiegel der April liest.

Schreiten wir weiter ins neunzehnte Jahrhundert hinein, so finden wir wieder bei vielen und schöne Verse, in denen das Jahr des Bauern mit Witten und Segen, mit Freuden und Leiden in buntem Wechfel sich abbildet. Schiller hat kurz, eindringliche, tiefe Worte vom Sämann gesagt, und auch in der „Glocke“ findet sich unvergänglich über das Bauernleben. Dr. K. Arnold hat ein volkstümliches „An die Bärde“ geschrieben, und bei dem das seine, innige Gefühl „Auf den Tod eines Landgeistes“, „Gnam“, „Wienerspiel“, „Acht“ zählt zu den auch heute noch volkstümlichen Gedichten, die vom Bauern künden, auch Hoffmann von Fallersleben zu poetischer G. F. Meyer führt die Gottfrieds Rette Freund ihrer Dichtungen gleichfalls auf Verse, die von ihrer Verbundenheit mit dem Landleben künden, und der fromme Karl Gerold schönen Gedichten manches an sagen und dem Leben des Bauern, auf das Gott mit besonderer Freude blickt. Wilhelm Müller, der Dichter manches unvergänglichen Schuberlebens Liedes hat auch gern für die Reize des Bauerlebens seine Feder gerührt, und auch Seume, v. Solis, Reinick und Mörike zählen zu den deutschen Dichtern, die Bauer und Bauernleben gern befangen. Daß auch im Volkslied das Sandleben eine große Bedeutung hat, liegt Vers, der lebendig geblieben ist in deutschen Landen.

Heute hat man, nach langen Fernwegen, wieder erkannt, welche Bedeutung für unser deutsches Volkstum der Bauer hat, und wie für unsere Zeit geschrieben, mühen die leuchtenden Verse Marx von Segenstorf an, die Verse vom „Bauernland“, in denen es heißt:

Vom Bauerland, von unten aus
Soll sich das neue Reich
In Adels Schloß und Bürgers Haus,
Ein frischer Quell, erheben...

Wohltäter des Negebrumes

Von Müller-Rüdersdorf

In welch schätzbarem Segenland ist doch das Bruch an der Nege geworden! Das Städtchen oberhalb Dörfel, das etwa zehn Kilometer Nege bis zu der Stätte reicht, wo die Bärde die Hebesanfert empfängt. Bis dort, wo einst die Feste Sautsch stand. Etwa 2 Meilen östlich von Landsberg.

Gemeins ein wildes, unwegames, mit Busch- und Strauchwerk überwuchertes Sumpf- und Moorbeid ist es heute an wohlthätigem Wiesen- und Ackergrund geworden, auf dem man einträgliche Viehwirtschaft treibt.

reichlich Heu gewinnt und ausgezeichnete Kartoffeln und Rüben anbaue.

Friedrich der Große hat das Negebruch trostlos liegen lassen. Edler von Brandenburg des so überaus glücklich für Preußen ausfallenden späherberreichen Siebenjährigen Krieges, 1762 betraute er den Geheimen Oberfinanz- und Domänenrat Baltasar Schönborg von Brandenburch mit der Aufgabe der Urbarmachung der brachliegenden Negebrüden. Und nach Kriegsende mochte sich Brandenburch besonders kräftig an die Ueberwindung und Wiedergewinnung der Naturhindernisse. Ein hartes Stück Arbeit, das viel sauren Schweiß und stinkendes Gold und Silber kostete. Aber der Mühe und sein Bewußtsein liegen es sich nicht verdrießen. In mehr als 30 Drischalten hebelte man Kolonisten an — aus Polen, aus der Pfalz, hauptsächlich aus der Gegend von Ansbach und Bayreuth. Und gewann so in stillen, unermühtlichen Friedensjahren ein wertvolles Stück einer neuen landwirtschaftlichen Provinz.

Bauerlichermweise verlief die letzte Zeit der Urbarmachung sich Brandenburch selbst reichentlastungsarbeit. Neidliche, gehässige Gegner verleumdete ihn bei Friedrich dem Großen, und mit nach dem Alter für Klammfänger und Schwankfänger ein allzu offenes Ohr hatte.

Man beschuldigte Brandenburch, daß er sich auf Kosten des Staates bereichere. Die Sage behauptet, Friedrich habe verurteilt der Sache selbst auf den Grund zu gehen. Darum lie er eines Tages unversehrt und heimlich im Negebruch erschienen. Von einem bei der Rebevermaltung beschäftigten Arbeiter habe er sich Rittel und Kober lassen lassen. Und damit ausgestattet, lie er am Damm weitergepflegt. Dabei sich schließlich in eine Gruppe Arbeiter gemischt und sie um ihren Logenlohn befragt. Das mit nach dem Brandenburch vorgetragenen Rechnungen mit ihren Angaben zu vergleichen.

Was er dabei feststellte, hat man nie erfahren. Bericht wird aber durch den Mund der Sage, daß der erste König nach solchem Ausplündern unerschrocken auch nach Breitenbruch zurückkehrte, wo er so arg Verdrüßte wollte. Und als der zerbreche in ansehnlicher Gesellschaft sein Wähe las, wäre der hohe Herr hineingelaufen und hätte wildend ausgerufen: „Brandenburch, geht das alle Tage so!“

Damit hätte er dem Angeklagten offenbar, daß er der königlichen Gnade verlustig gegangen.

Die Brüder, die dem Geheimrat v. Brandenburch so viel verdanken, liehen es sich nicht nehmen, ihren Wohltäter gebührend zu ehren. Im Städtchen Dörfel, das nach dem Siebenjährigen Kriege auf etwa 750 Einwohner zusammengeschmolzen war und dem Brandenburch durch Gründung der Negebruch die Zukunft schenkte, setzten sie ihm auf dem Neuen Markte ein Denkmal.

Bauer

Ich möcht ein Bauer sein
Ich möcht mit meinen Händen graben
Zief in das Land.

Ich möcht die große Aue
Der Erde wieder in mir haben.

Es geht ein hartes Band
Zeit meiner Väter Tagen
Und wir sind fest verbunden
Eng geschlossen.

Wir, das Geschlecht!

Das ist der Acker! Er ist fessel,
Gewiß! Doch ist er auch Kraft! —
Was meine Väter geacht,
Das nur durch ihn.

So will ich, und ich will heiles Mißn,
Dem Wille meiner Väter würdig.
Ein Bauer will ich wieder sein
Und will mit meinen Händen graben
Zief in das Land.

So will ich, und ich will heiles Mißn,
Dem Wille meiner Väter würdig.
Ein Bauer will ich wieder sein
Und will mit meinen Händen graben
Zief in das Land.

So will ich, und ich will heiles Mißn,
Dem Wille meiner Väter würdig.
Ein Bauer will ich wieder sein
Und will mit meinen Händen graben
Zief in das Land.

So will ich, und ich will heiles Mißn,
Dem Wille meiner Väter würdig.
Ein Bauer will ich wieder sein
Und will mit meinen Händen graben
Zief in das Land.

So will ich, und ich will heiles Mißn,
Dem Wille meiner Väter würdig.
Ein Bauer will ich wieder sein
Und will mit meinen Händen graben
Zief in das Land.

So will ich, und ich will heiles Mißn,
Dem Wille meiner Väter würdig.
Ein Bauer will ich wieder sein
Und will mit meinen Händen graben
Zief in das Land.

So will ich, und ich will heiles Mißn,
Dem Wille meiner Väter würdig.
Ein Bauer will ich wieder sein
Und will mit meinen Händen graben
Zief in das Land.

Heimat-Büchertag

Der mairische Wandertamerad

Von P. Forster. 6 Bänden in Folgendengröße mit je 16 Abbildungen auf Kunstdruckstein. Band 6: Neumarkt-Wiederlauf. Hugo Bernhäuser Verlag, Berlin-Viktoriafeld.

In den sieben vorliegenden Bänden (Band 1: Eiden, Band 2: Südboden-Osten, Band 3: Nordboden, Band 4: Nordwestboden, Band 5: Aldermarkt-Südböden-Westen, Band 6: Aldermarkt-Südböden-Westen-Briegnis-Altmarkt) ist heben ein schloß erschienen. Es umschließt die meist in den „Bühnerzeitung“ und „Zeitung für Niederlauf“ erscheinende des Oberpremierendes.

Wir beginnen unsere Wanderung im Naturgeschichte Döllingen, von dessen biologisch so interessanten „Bontigen Sägen“ wir in das tief eingebaute Oberlauf hinabführen, erreichen den Oberlauf selbst von Briegen aus an einem seiner höchsten Teile um die Drischalten Gießelste, Alt-Negebrüden und Jäderick, machen von dort einen Abstecher in den Weizfeld der Neumarkt und gelangen über die beiden alten Städte Wolfrin und Wittenberg zu ihren am höchsten Stelle noch erhaltenen Stadtmauern und schönen Toren nach Schwedt. Ein anderer Weg führt uns von Wittenberg in den historischen Festungsanlagen durch das Wartenbruch über Sonnenburg, die alte Johannistadt, ins Drossener Höhenland. Wir nähern uns jetzt dem höchsten Punkt der Neumarkt, vielleicht sogar unserer gesamten Heimatprovinz, nämlich der „Sternberger Schmelze“ am Ragow mit ihren prächtigen Fuchswaldern, herrlichen Seen und verschlungenen Fichten. Am Schmelze bietet uns eine Wanderung durch das Schmelzetal. Wir wandern das Fichtsbach, das hin und wieder von Seen und mächtigen Wäldern unterbrochen wird, von Willroße aus aufwärts, beugen das Rottel Fuchse und gelangen nach Wittenberg. Wir nähern uns jetzt dem höchsten Punkt der Neumarkt, vielleicht sogar unserer gesamten Heimatprovinz, nämlich der „Sternberger Schmelze“ am Ragow mit ihren prächtigen Fuchswaldern, herrlichen Seen und verschlungenen Fichten. Am Schmelze bietet uns eine Wanderung durch das Schmelzetal. Wir wandern das Fichtsbach, das hin und wieder von Seen und mächtigen Wäldern unterbrochen wird, von Willroße aus aufwärts, beugen das Rottel Fuchse und gelangen nach Wittenberg.

Ein Teufelsort? Wenn auch die Wissenschaft in den abergläubischen Vorstellungen gründlich aufgeräumt hat, die einst mit manchem Bier, mancher Fänge und vielen Gezeiten der unbelebten Natur verknüpft waren, so ist die Kenntnis solcher sagenhafter Umgehungen vielfach bis heute erhalten geblieben. Ein solcher Fall ist erwiesen, und zwar am 1. November der November „Mairische“ (Berlag von P. Neumarkt-Neubau). Da ist von der Teufelsmauer am Garz die Rede, jenem wildgeräuschtesten Felsenstamm zwischen Mairenberg und Thale, der aus Sandsteinen und Quarziten besteht, und von der Sage, nach der vor Zeiten, als der Garz noch „Teufelsland“, das Hügelland gegen Halberstadt aber schon „Gottesland“ war, der Teufel diese Mauer zum Schutze seines Reiches errichtete. Und mit diesen Wäldern und Geshmühte Feist bringt außerdem eine Geschichte von alten Bäumen, alten Rätzen und alten Menschen, die ihr Verfall, der bekannte Jagdgriffel von Kappler, die „Troglobiten“ nennt.

Inhalt:

„Samie und Heim“ von Friedrich Bernheimer.
„Kut die Geschichte der Bantcher Schute“ von A. Jansen.

Der Bauer im deutschen Gebiet“ von Hans Gähgen.
„Wohltäter des Negebruchs“ von Müller-Rüdersdorf.

„Bauer“ von Kurt P. J. Tabbert.
Heimat-Büchertag.

Schriftleitung: P. Dahm.

Kurt P. J. Tabbert.